

Alexis Adolphi.



Lebensbild
eines baltischen Dichters,

gezeichnet

von

H. A.

acc. 64492

Biblioth.
Academ.
Dorpat.

Riga.

Verlag von Alexander Stieda.

1889.

Дозволено цензурою. Рига, 15 Декабря 1888 г.

Гedruckt in der Müller'schen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Est.

TRD Raamatukogu

1269



Alexis Adolphi ist der liebste Dichter unserer baltischen Heimath und wird es voraussichtlich lange bleiben. Schon längst hatte er sich in vieler Herzen das Heimathrecht erworben. Seine Sänge werden auf lange Jahre als befruchtendes Element in dem geistigen Leben unserer Heimath forttönen. Der treue, mannhafte Livländer, der begeisterte, warme Liederspender — er wird am Ostseestrande nicht vergessen werden.“

Daß diese Worte, welche im Jahre 1876 im Feuilleton der „Neuen Dörpischen Zeitung“ (Nr. 295) zu lesen waren, nicht übertriebene Lobrednerei gewesen sind, sondern sich als wahr erwiesen haben, dürfte wohl Keinem zweifelhaft erscheinen, der unsere baltischen Literaturverhältnisse, wenn auch nur in oberflächlichem Maße kennt. Dreizehn Jahre sind seit dem Hinscheiden Alexis Adolphi's verflossen. Wo aber baltische Dichter genannt werden, da steht heute noch sein Name unter den ersten bekanntesten und beliebtesten. In jeder der bisher erschienenen Blüthenlesen aus den Werken unserer einheimischen Dichter haben stets auch einige zarte Kinder der Adolphi'schen Muse den duftigen Kranz geziert. Ja, es kann wohl füglich behauptet werden, daß es nur wenige gebildete Häuser in unseren deutschen Ostseeprovinzen giebt, wo nicht auch ein Bändchen Adolphi'scher Gedichte die Hausbibliothek ziert.

Einen neuen Beweis aber dafür, daß Adolphi's Name noch unvergessen in der Heimath lebt, hat den hinterbliebenen Angehörigen des heimgegangenen Dichters der Herbst des Jahres 1886 gebracht, wo sie das Grab ihres unvergeßlichen Vaters auf dem Kirchhofe in Wenden mit einem schönen Denkmale, — einem hochragenden Kreuz aus schwarzpolirtem Granitstein, — geschmückt sahen, mit welchem „Livland“ das Andenken „seines Sängers“ geehrt hat. Es sei dem Sohne des Heimgegangenen an der Spitze dieser Blätter gestattet, allen Denen gegenüber öffentlich ein Wort herzlichen und aufrichtigen Dankes auszusprechen, welche sich mithelfend an der Errichtung dieses Ehren-denkmals betheiligt.

Lebt aber der Name Alexis Adolphi's noch in den Herzen vieler seiner Heimathgenossen deutscher Zunge, so dürfte das hier entworfenene kurze Lebensbild des verewigten Dichters für dieselben vielleicht nicht ganz ohne Interesse sein. Der weite Freundeskreis aber, welcher sein Grab durch jenes bleibende Erinnerungsmal in so schöner und sinniger Weise geschmückt, möge dieses Lebensbild als eine ihm in Dankbarkeit dargebrachte Gegengabe ansehen. Jenem steinernen Denkmal zur Seite tretend, sollen auch diese Blätter dazu mithelfen, das Andenken des Dichters zu ehren und es seiner Heimath unvergessen zu erhalten auch für fernere Zeiten.

Alexis Adolphi stammt aus einer Familie, die vor 200 Jahren aus Deutschland eingewandert, jetzt bereits in der achten Generation in unserer Heimath ansässig ist. Ursprünglich nur in Kurland lebend und auch heute dort ziemlich verbreitet, zweigte sich vor 150 Jahren eine Linie derselben nach Livland hinüber ab. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß sich das Geschlecht der Adolphi's in Livland bis auf den verstorbenen Dichter herab immer nur in einem einzigen männlichen Erben des Namens fortpflanzte, ebenso aber auch, daß dieser eine

Stammhalter bisher stets dem geistlichen Stande angehört hatte. Auch Alexis Adolphi's Vater hatte, der Familientradition getreu, in Leipzig Theologie studirt, hatte aber durch Zusammentreffen verschiedener Umstände und Verhältnisse von seiner theologischen Laufbahn ablenken und sich der Landwirthschaft widmen müssen. Er hatte die Tochter des damaligen Pernauschen Kreishauptmanns Bernhard v. Stryk geheirathet und lebte, nachdem er zuerst das Gut seines Schwiegervaters Arras bewirthschaftet hatte, zeitweilig ganz mit seiner Familie bei seinen Schwiegereltern auf deren Gute Tiegnitz unweit Pernaau.

Hier war es, wo Alexis Adolphi am 13. August des Jahres 1815 geboren wurde. Es war gerade an einem Sonntage, um die zwölfte Mittagsstunde, und hell leuchtend schien die Sonne vom Himmel herab, so daß sein Vater späterhin oft scherzend geäußert haben soll, Phoebus Apollo selber, der Gott der Dichtkunst, habe seinem Alexis schon bei der Geburt freundlich huldvoll zugelächelt. Der Knabe war, da ein älterer Bruder schon als kleines Kind gestorben, der einzige Sohn zwischen vier älteren und vier jüngeren Schwestern. Nur freundliche Bilder haben sich aus der ersten Zeit seiner glücklichen Kindheit in seinem Gedächtniß erhalten. Da steht der kleine, alte, eisgraue Großvater Stryk im Tiegnitz'schen Saale. Er hat den Jungen auf dem Arm, einen Kuchen in der anderen Hand und hüpfet mit ihm singend durch's Zimmer. Da sitzt das Kind am Sonntag Morgen, während die endlos lange Predigt vorgelesen wird, am Ende der langen Geschwisterreihe mit einem Kalender in der Hand und wiederholt still für sich himmelmelnd: „Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau.“ Da sind die herrlichen Kinderspiele mit den Schwestern im Tiegnitz'schen Garten, — da kommen aber auch schon die ersten Unterrichtsstunden bei dem strengen, aber doch den einzigen Sohn fast vergötternden und stets bevorzugenden Vater, — das böse Ein-

maleins und sogar schon lateinische, russische und französische Vocabeln. In Bernau, wohin die Eltern ungefähr fünf Jahre nach seiner Geburt ziehen, erwacht der Knabe zu immer klarerem, selbständigerem Lebensbewußtsein. Hier in

„der Stadt, fern an der Ostseestrand,
(Wo) die Wogen brausen an der Düne Wand,
Der breite Strom ein tiefes Bett sich wühlt,
Und frischer Hauch den grünen Wall umspielt,“ —

hier träumt er den ersten glücklichen Jugendtraum, hier gewinnen die lichten Bilder, die den jungen Busen durchziehen, schon frühe feste Form und poetische Gestalt. Hier entsteht schon im siebenten Lebensjahre seine berühmte „Oper Hugu“, ein köstliches Product kindischen Unsinns, bei dem aber doch schon ein richtiges Gefühl für Reim und Versmaß wahrnehmbar ist.

Doch es wird nicht nur geträumt und gedichtet. Der Vater hält schon früh, sehr früh zu strenger, ernster Arbeit an und manche Stunde wird an dem langen, schwarzen Schultisch neben den Schwestern schwizend verbracht. Aber nicht nur der strenge Lehrer, auch Freund und Spielgefährte ist der Vater dem Sohne. Unter seiner geschickten Anleitung wird gezeichnet, gemalt und gepappt. Da entstehen jene herrlichen, bunten olympischen Göttergestalten, welche mein Vater Zeit seines Lebens sorgfältig aufbewahrte und zuweilen aus dem wohlverschlossenen Schränkchen hervorholte, um sie zu unserem größten Jubel auch uns Kindern zu zeigen. Der Vater weckt also nicht nur am Schultisch, sondern auch bei Spiel und Lust in dem begabten Knaben den Sinn für Kunst und alles Schöne, das das Leben schmückt und senkt den Keim des Guten und Edlen früh in die junge Brust seines Lieblings. Bei aller verwöhnenden und bevorzugenden Liebe herrscht aber doch unachgiebige Strenge und eiserne Zucht, die blinden Gehorsam fordert.

Mit den Jahren werden die Studien immer gründlicher und umfassender. Da sehen wir zur Winterszeit schon in grauer Morgenstunde den elfjährigen Knaben mit dem Bücherranzen aus dem Hause treten. Es geht durch die Vorstadt über einen wüsten Platz voll Schutt und Unkraut, bis die in der Stadt gelegene Schulstube, die Privatanstalt des alten Pastor Mezler, erreicht ist. Hier wird Latein und Griechisch tractirt und tieferer Einblick auch in die anderen Wissenschaften gethan. Der Knabe gehört stets zu den besten Schülern und erwirbt sich die besondere Gunst des „Herrn Pastors“. Hier werden auch die ersten Schulfreundschaften mit anderen gleichalterigen Knaben geschlossen, von denen aber keine längere Dauer gehabt hat.

Kurz vor vollendetem vierzehnten Lebensjahre schlägt für ihn die erste, schwere Abschiedsstunde aus dem Elternhause. Er wird nach Dorpat gebracht, wo er in die Tertia des Gymnasiums eintritt und als Pensionair in das Haus des alten, durch seinen allzeit schlagfertigen Witz und seine poetische Begabung damals allbekannten Martin Kßmuß abgegeben wird. Diese Dörptische Gymnasialzeit hat aber kein allzufreundliches Bild in der Erinnerung meines Vaters zurückgelassen. Gings auch in der Schule stets brillant vorwärts, wurde auch mancher innige Freundschaftsbund geschlossen, der sich noch bis über die Universitätszeit hinaus, bis in's spätere Leben erhielt, — wurde auch im Zusammenleben mit anderen Altersgenossen manche Empfindlichkeit und Weichlichkeit des zu Hause nur unter Schwestern aufgewachsenen Knaben abgestreift, so war doch insbesondere das Leben im Kßmuß'schen Hause, je mehr der Knabe zum Jüngling heranreifte, ein immer unerträglicheres. Die Pensionaire wurden in strenger, fast klösterlicher Haft gehalten und durften kaum über die Schwelle. Jede freiere Regung des Jugendsinnes wurde gewaltsam unterdrückt und kaum eigenes, selbständiges Denken gestattet. Mit Wonne wurde daher die

Stunde begrüßt, als zu Weihnacht des Jahres 1833, — mein Vater war damals also 18 Jahre alt — endlich der Schulstaub abgeschüttelt und nach glücklich bestandnem Examen die Universität Dorpat als Student bezogen werden durfte.

Die Studienjahre meines Vaters sind unstreitig die köstlichste und genußreichste Zeit seines Lebens gewesen. Bis in sein spätestes Alter hing er an den sich an diese Zeit knüpfenden Erinnerungen mit wahren Entzücken und warmer Begeisterung. Er war und blieb „Livone“ mit Leib und Seele, wie er's damals in Dorpat gewesen. Sein „Deckel“ und sein „Farbenband“ waren ihm heilige Schätze und er wurde wieder jung, wenn er sich in späteren Jahren einmal wieder damit schmückte. Mit vollen, durstigen Zügen hat er in Dorpat den Becher ungetrübter, überschäumender Jugendlust und Jugendfreiheit geleert, diese Freiheit aber nie mißbraucht und stets gewußt, das rechte Maß in allen Genüssen zu halten, so daß er mit reinem Gewissen und aller Innigkeit an jene glücklichen Jahre zurückdenken konnte. Beliebte unter seinen Commilitonen, machte er rasch alle jene Aemter und Chargen durch, mit welchen die Landsleute die tüchtigeren Glieder ihrer Corporation beehren. Da wird manche Nacht fröhlich am Kneiptisch durchzechet, — da ziehen die Bursche des Morgens früh singend durch die Straßen der Musenstadt, das „Liebchen“ mit zartem Ständchen, manch' ehrsamem Philister aber durch unsanftere Musik aus dem Schlaf erweckend. Da wird auch auf dem Felde der Ehre der Hieber blank gezogen und manch' ernster Strauß mit dem Gegner ausgefochten. Eine tiefe Narbe, die mein Vater zeitlebens auf der Brust getragen, beweist, daß

„auch er einst auf der Mensur
Die Ehre suchte auf blut'ger Spur,
Und bei der Hieber hellem Klang
Das hohe Lied der Ehre sang!“

In diesem fröhlichen und freien Treiben des Burschenlebens begann dann auch natürlich das poetische Talent des Jünglings sich immer reicher zu entwickeln und auszubilden. Hier entstand nicht nur mancher Text zu einem Gesange für's „Fuchstheater“, nicht nur manches, von den „Groß-Sauf-Festen“ mit dem ersten Preise gekrönte längere Gedicht, wie die „Traubencur“, „Sein oder Nichtsein“ u. A., — auch manche zarte lyrische Klänge, reich an poetischen Bildern und von einschmeichelndem Wohlklang der Sprache, haben aus jener Zeit ihren Ursprung. Fast alle die „Jugendlieder“, welche die erste Abtheilung der später gedruckten „Gedichte“ bilden, stammen aus jener fröhlichen Burschenzeit.

Daneben wurde aber auch, besonders in späteren Jahren, das Studium nicht vernachlässigt. Dank der strengen Zucht des Elternhauses hat es mein Vater stets verstanden, das Angenehme mit dem Nützlichen und Nothwendigen zu verbinden. Er hatte sich die Medicin zum Fach erwählt und widmete sich ihr bald mit ganzem Eifer und höchstem Interesse. Die Collegia wurden fleißig gehört und trotz fröhlichen Burschentreibens und reicher Geselligkeit in bekannnten Familien wurde ernst und emsig fortgearbeitet. Die Professoren Pirogow und Sahmen glänzten damals als Sterne erster Größe am medicinischen Himmel Dorpat's und unter ihrer Leitung that denn auch mein Vater nach absolvirtem Philosophicum die ersten selbständigen Schritte auf der Bahn der edlen Heilkunst. Ein schwerer Typhus, den er sich durch Ansteckung geholt, trat freilich störend in diese Zeit eifrigsten Studiums und beginnender Praxis. Doch es gelang der Kunst des hochverehrten Professor Sahmen und der treuen Pflege einer aus Bernau nach Dorpat eilenden Schwester, ihn aus dieser tödtlichen Krankheit zu erretten. Die letzten Jahre werden nun sehr eifrig hinter Büchern und Heften verbracht und im December 1840, also nach siebenjährigem Studium, ist

das letzte große Examen bestanden und mein Vater kam als „Arzt erster Klasse cum elogio“ zu den glücklichen Eltern nach Bernau zurückkehren. Die Erlangung des Doctorgrades war gerade in jenen Jahren in Dorpat leider ganz unmöglich.

Raum aber war der letzte, schmerzliche Abschied von der geliebten Mosenstadt genommen, so eröffnete sich meinem Vater eine neue, schöne, auch bald sich verwirklichende Hoffnung: eine Reise in's Ausland. Das Erbtheil der Mutter gab die Mittel dazu her und am 1. März 1841 wurde der Heimath Valet gesagt. Damals brauste das Dampfroß noch nicht durch die Gefilde unserer Heimath und der schrille Pfiff der Locomotive war hier noch ein fremder Ton. Unter fröhlichem Posthornklang ging es gemüthlich und nach unseren jetzigen Begriffen äußerst langsam durch Liv- und Kurlands gesegnete Fluren der deutschen Grenze zu, die mit Jubel begrüßt wurde. Tilsit und Königsberg wurden passirt, Berlin mit seinen Pläzen, Palästen und Bildsäulen bewundert, dann eine köstliche Reise durch die sächsische Schweiz und Böhmen gemacht, bis als erstes Reiseziel die alte Kaiserstadt Wien erreicht ist. Hier wird ein Aufenthalt von zwei Monaten genommen, die dortigen gefeierten Heroen der Wissenschaft werden aufgesucht und unter ihnen die medicinischen Studien fortgesetzt, zugleich aber auch in Gesellschaft lieber Freunde und Landsleute das gemüthliche und lustige Leben der Kaiserstadt genossen und schöne Ausflüge in deren Umgebung unternommen. Dann wird hier Abschied genommen und es geht die Donau hinauf, über Linz, Salzburg und München an den Rhein. Nach einer genußreichen Rheinreise bis Köln hinauf wieder ein Ruhepunkt in Wiesbaden bei einer dort verheiratheten Schwester. Im Spätsommer wird das Elsaß durchstreift, das Straßburger Münster bestiegen und eine weite Tour durch's herrliche Schweizerland gemacht. Dann aber geht's über den beschneiten Gipfel des St. Gotthard und, — das Zauberland

Italien eröffnet sich vor den berauschten Blicken des Wanderers. „O unvergleichlicher Morgen“ — so schreibt er selbst — „wo ich, nach der eifigen Fußwanderung am Abend vorher, nun in warmem Lichte, den über Felsen rauschenden Tessino zur Seite, das Land meiner seligsten Träume begrüßte und nach dem sonnenbeschienenen, rebenumkränzten Bellinzona hinabfuhr! Unvergeßlicher Abend unter Magadino's Fischernezen und Gefängen, am duftigen Strande des Lagomaggiore, aber noch viel unvergleichlichere und unvergeßlichere Nächte, wo ich auf der Isola bella unter Lorbeer- und Myrthenblüthen, unter der Goldfrucht der Orange und Limone auf der mondbeglänzten Terrasse schwärmte und vor Wonne jauchzte und weinte! Helles Mailand, mit deinem weißen Marmordome, — himmlischer Comersee mit deinen Villen und Bergen, ernstes, felsumschlossenes Verona, wo Romeo und Julia's Geister mich umschwebten, süßer Gardasee, träumendes Padua, stilles Brenta und endlich du, meine größte, letzte Liebe, Venedig, du gigantisch-geisterhafte Marmorbraut des Meeres, wie grüße ich euch in der Erinnerung, wie glücklich war ich, als ihr meine trunkenen Sinne und mein trunkenes Herz umfingt! Unendlich schwer war es, schon nach vier kurzen Tagen und Nächten die geliebte Lagunenstadt, das Gewoge ihrer Plätze und Canäle, das träumerische Schaukeln in ihren schwarzen Gondeln zu verlassen und sich von Lido's goldnem Strande und Italiens zauberhaftem Himmel wieder hinauf gen Norden zu wenden.“ Neue Eindrücke lassen indeß den Abschiedschmerz vergessen, denn es geht jetzt auf einer köstlichen Fußtour durch's „heil'ge Land Tyrol“, durch's schaurige Passeyer-, durch's liebliche Zillertal, bis endlich nach einer Reise durch Bayern und Thüringen wieder Berlin erreicht ist.

Hier wurden nun volle vier Monate unter eifrigem medicinischen Studium verbracht. Daneben fand sich auch hier in der heiteren und witzigen Königsstadt manch geselliger und anregender

Freundeskreis für die freien Stunden. Es existirte damals in Berlin ein unter dem Namen „Tunnel“ bekannter, von Karl Zimmermann gestifteter und geleiteter Dichterverein, in welchen mein Vater durch den bekannten baltischen Dichter Roman v. Buddberg eingeführt wurde und dem er bald ganz als Mitglied beitrug. Man kam bei einem Glase Wein zusammen und trug den versammelten Vereinsgliedern seine Geistesproducte vor, die darauf besprochen und einer mehr oder minder scharfen Kritik unterzogen wurden. Jedem, der hier als ordentliches Vereinsglied aufgenommen war, wurde ein seine poetische Begabung und Richtung kennzeichnender, besonderer Vereinsname, meist der Name irgend eines älteren deutschen Dichters, beigelegt. So erhielt z. B. mein Vater hier den Vereinsnamen „Musäus“, da er außer seinen lyrischen Producten auch eine längere Reihe baltischer Sagen und Mären vorgetragen, welche später in umgearbeiteter Gestalt theilweise in seinem poetischen Nachlaß erschienen sind. Er erzählte später noch viel von diesen originellen und witzigen Zusammenkünften und hat dort manche poetische Anregung und Belehrung erfahren.

Ueberhaupt hat diese ganze ausländische Reise das poetische Talent Adolphi's zu immer schönerer und vollerer Entfaltung gebracht. Was das entzückte Auge an Kunst- und Naturschönheiten genoß, was die wonnetrunkene Seele des leicht erregbaren, sanguinischen Jünglings dabei empfand, das mußte auch im Liede seinen Ausdruck finden. So ist ihm seine geliebte Muse eine treue Freundin und Begleiterin auf allen seinen Wanderpfaden gewesen und das „erste Weilchen, auf Plauens Grund gepflückt,“ läßt ihn ebenso wie die duftenden Myrthen und Cypressen Italiens in die Saiten seiner Leier greifen. Mit welcher wahrhaft trunkenen Begeisterung er insbesondere die zauberischen Lüfte Italiens eingesogen, das wird ihm Jeder nachempfinden, der sein „Magadino“, seinen wonneberauschten „Abend

auf Lido“, sein noch später im Nachlasse veröffentlichtes „Isola bella“ und manches andere aus der Zeit seiner italienischen Reise stammende Gedicht liest.

Doch wie so manches Schöne in der Welt, so fand auch diese genußreiche Reise mit ihrem schließlichen Berliner Aufenthalt ihr Ende. Im Januar 1842 erhielt mein Vater die Nachricht, daß die liebe Mutter in Pernaу plötzlich verschieden sei. Dazu kamen noch andere beunruhigende Familienergebnisse in der Heimath und der alte, durch vieles Leid tief gebeugte Vater schrieb so sehnsüchtige und traurige Briefe an den Sohn, daß dieser sich im März desselben Jahres rasch entschloß und in die Heimath zurückkehrte.

Es beginnt nun für meinen Vater eine kürzere Lebensperiode etwas düsteren Charakters. Eine schöne, an Freuden und Genüssen reiche Jugendzeit lag abgeschlossen hinter ihm und der Ernst des Lebens begann an ihn heranzutreten. Er mußte sich nach einem Felde selbständiger, ärztlicher Thätigkeit umsehen und fand nach einigem Suchen ein solches auf dem Gute Groß-Roop bei Wenden, wo er, im Herbst 1842 das neugegründete Doctorat beziehend, Roopscher Kirchspielsarzt wurde. Zwei jüngere Schwestern folgten ihm dahin, um ihm seine kleine Wirthschaft zu führen und ihm in seinem häuslichen Leben Gesellschaft zu leisten. Das Einleben aber in die ärztliche Praxis und in die neuen Lebensverhältnisse fiel ihm recht schwer. Das Brod eines Landarztes, der sich bei jedem Wetter und oft auf den schlechtesten Bauerwegen Tag und Nacht in seinem Beruf abplacken muß und der noch oft dazu, besonders als Anfänger auf dem Lande, den Rath und die Hilfe älterer Collegen schmerzlich vermißt, ist schon an sich sauer genug. Dazu kam noch das so ganz ungewohnte und wenig geistige Anregung bietende Stillleben auf dem Lande. Und endlich hatte er auch in diesen Jahren recht schwere, aber, wie er selbst bekennt, für sein

Glaubensleben entscheidende und segensreiche innere Kämpfe durchzumachen. Hatte sich auch von Jugend auf der Einfluß seiner frommen Mutter auf sein Herz geltend gemacht, so waren doch die tieferen Fragen der Religion und des Glaubens bis hierzu für ihn fast ganz in den Hintergrund getreten. Jetzt aber unter dem ungewohnten Druck eines mühevollen Berufslebens wurde es anders. Er hat später oft davon gesprochen und es auch in den Aufzeichnungen, die er über sein eigenes Leben gemacht, ausführlich niedergeschrieben, wie sich das Gefühl der eigenen Ohnmacht und Sündhaftigkeit in jener Zeit immer mehr geltend machte und zuletzt mit Centnerschwere auf dem Herzen lastete. Dabei fühlte sich der Busen leer und öde und es begann ein ernstes Suchen, ein heißes Ringen nach etwas Besserem, Höherem als das bisher Erkannte war, — ein Suchen nach einem das ganze Herz wirklich füllenden und der Seele wahren Frieden bringenden Ziele. Solch aufrichtiges Suchen und Ringen ist aber nie vergebens. *Cor nostrum inquietum, donec requiescat in Deo.* Auch mein Vater fand, was er suchte. Er fand Frieden bei dem alleinigen Friedefürsten, bei seinem Heilande und Erlöser. Er fand ihn in den Worten der heiligen Schrift, in die er sich in trüben Zweifelsstunden in der Stille immer tiefer versenkte. Hier war Nahrung für die Seele, wie für den Geist, hier Vergebung und Frieden, hier Kraft zu neuer Wiedergeburt. Denn hier war Bethlehem und Golgatha, hier lernte er den Sünderheiland und Retter, den Herrn Jesum Christum, der ihn durch sein Evangelium zu sich berufen, wirklich kennen, lieben und an ihn glauben. Und er ist ihm treu geblieben in lebendigem, aufrichtigem Christenglauben Zeit seines Lebens. Das bezeugen seine „geistlichen Lieder“, die Schlußabtheilung seiner „Gedichte“, deren erstes „Ich suchte und ich fand“ jenes soeben geschilderte Ringen nach der göttlichen Wahrheit getreulich zu schönem und vollem Ausdruck bringt. Dieses Gedicht ist übrigens, wie die

meisten anderen dieser Abtheilung, erst in viel späteren, reiferen Jahren entstanden. In allen diesen geistigen Dichtungen aber pulst ein lebendiger und voller Christenglaube, der sich nicht scheut, auch mit seinem Bekenntniß offen vor die Welt hervorzutreten und einer seiner Kritiker nimmt gerade hier Veranlassung, die Wärme und Frische dieser geistlichen Lieder gegenüber den „ledernen Fabrikaten der modern-kirchlichen Muse“ hervorzuheben.

Das Gut Groß-Koop wurde damals von dem alten, wohlhabenden Herrn Leonhard Heerwagen bewirthschaftet. Da sich nun das Doctorat ebenfalls auf dem Hofe, unmittelbar neben dem von der Heerwagen'schen Familie bewohnten Herrenhause befand und diese dem jungen Doctor und dessen Schwestern von vornherein in freundlichster Weise entgegenkam, so bildete sich zwischen den beiden Nachbarhäusern natürlich rasch ein reger und freundschaftlicher Verkehr. Bald sollten die gegenseitigen Beziehungen noch intimer werden.

Die drittälteste Tochter des Heerwagen'schen Hauses nämlich, Nancy genannt, eine kleine, zarte und blonde Mädchengestalt, in den Reizen der ersten, soeben aufblühenden Jugendschönheit prangend, übte eine allmählich immer stärker werdende Anziehungskraft auf das liebebedürftige Herz des jungen 30jährigen Mannes. Der ganze sturm- und drangvolle Liebesroman, der sich in den heißen Sommer- und Herbstmonaten des Jahres 1846 zwischen den beiden Liebenden abspielte, gehört ja in seinen Einzelheiten kaum an die Oeffentlichkeit. Es sei daher hier nur kurz gesagt, daß mein Vater nach glücklicher Ueberwindung verschiedener Hindernisse endlich allem Hängen und Bangen ein Ende gemacht sah und im August des genannten Jahres die Auserwählte seines Herzens als glückliche Braut in die Arme schließen durfte.

Daß diese Zeit der jungen Liebe und des glücklichen Brautstandes bei meinem Vater die schönsten Blüthen an dem Baume seiner Dichtkunst zeitigte, liegt in der Natur der Sache. „Manches

Jahr“ — so schreibt er — „hatte die Poesie, meine liebe, alte Freundin, unthätig an mir geschlummert, weil ihre Stätte kalt und leer geworden war. Nun aber erwachte sie wieder in meiner Brust, weil es in dieser so sonnen- und lebenswarm geworden war und sie in ihr die Gefährtin, die Liebe getroffen hatte, der sie nun all' ihre Töne weihen konnte. — „Das blaue Flämmchen“, „Dunkel stand ich und allein“, und viele andere Lieder seines „Liebeslebens“, sie gehören zu dem Schönsten, Zartesten und Sinnigsten, was je aus seiner Dichtfeder geflossen.

Jetzt mußte mein Vater sich allmählich auch nach einem größeren und einträglicheren Wirkungskreise für seine ärztliche Thätigkeit umzusehen beginnen. Ein solcher fand sich auch bald nicht allzuweit von dem Heimathsort der lieben Braut. Es wurde damals gerade, wie in allen kleineren Städten des Reiches, so auch in Wenden, die Stelle eines Stadtarztes neu creirt. Mein Vater meldete sich rasch entschlossen dazu und erhielt auch bald seine Bestätigung. Aber noch bevor diese eintraf, siedelte er als Stellvertreter eines verreisenden Collegen ganz nach Wenden über, von dort aus zugleich seine ärztliche Praxis in Koop besorgend. Je schwerer diese Trennung für die beiden Liebenden war, mit um so größerer Sehnsucht wurde dann jedesmal dem Donnerstag der Woche entgegengeharrt, welcher der bestimmte Tag für seine Fahrten in's Koopsche Kirchspiel war. Jedes Wiedersehen war von neuer Innigkeit gewürzt und manch' schöne und selige Abendstunde wurde in süßem Geplauder verbracht oder Arm in Arm mit der Geliebten verträumt.

Endlich aber sollte auch die Stunde der vollen Vereinigung schlagen. Der Hochzeitsmorgen des 27. März 1847 brach an und das Ziel aller Wünsche und Sehnsucht war erreicht. Ein kleiner Kreis der allernächsten Verwandten hatte sich in Groß-Koop versammelt und nach einem munteren Polterabend fand um 12 Uhr Mittags des genannten Tages die Trauung des

jungen Paares durch den alten Freund des Hauses, Pastor W. Sielmann, statt. Am zweiten Tage darauf ging es dann unter klingendem Schellengeläute nach Wenden, wo nun das junge Paar sich sein erstes, trautes Nestchen baute.

O selige Zeit des jungen Eheglückes, da nach dem Liebesrausch der ersten Flitterwochen nun erst recht die Süßigkeit des gemeinsamen häuslichen Heerdes geschmeckt wird, da zwei Herzen nun so ganz für einander und in einander schlagen, sich so ganz und voll und ungetrennt angehören dürfen! O wie sendet doch treue Gattenliebe so ungleich wärmere, wohlthuerendere Strahlen in's Herz, als die verzehrenden Flammen des unruhigen, sehnsuchtsvollen Brautstandes! Liebliches Bild, das mein Vater von dieser ersten Zeit trauten Eheglückes entwirft! Mit Lust und Freude zieht der Arzt hinaus in die Stadt, auf das Land zu jegensreicher, den Kranken Linderung und Heilung bringender Berufsthätigkeit. Daheim aber harret sein das liebende Weib und umfängt den ermüdet Heimkehrenden mit weichem Arm, in stillem, unermüdet ordnendem Walten den Segen der eigenen, trauten Häuslichkeit um sich verbreitend. Tages Arbeit, Abends Gäste. Bekanntschaften werden in der Stadt angeknüpft, Besuche von lieben Freunden und Verwandten empfangen. Die junge, unerfahrene Hausfrau muß bei der Aufnahme der Gäste noch manches Lehrgeld zahlen, aber Freude und Lebenslust würzt stets das heitere Mahl!

Aber nicht ganz in ungetrübtem Glücke fließen die ersten Jahre der Ehe dahin. Sehr bald nach seiner Verheirathung wird der junge Arzt von einer schweren Lungen- und Brustfellentzündung ergriffen, die ihn auf ein langes und gefährliches Krankenlager wirft und ihn zuletzt bis hart an den Rand des Grabes bringt. Schon hat er mit seiner in Angst und Kummer fast vergehenden, sich in unermüdetlicher Pflege fast aufreibenden Gattin sein voraussichtlich letztes heiliges Abendmahl genossen

und Abschied von ihr genommen auf Nimmer-Wiedersehen hienieden. Da, in der letzten Stunde tritt eine Wendung zur Besserung ein und Gottes Gnade läßt ihn allmählich wieder vollständig genesen. Es folgen nun wieder Zeiten ungestörten Glückes. Die ärztliche Praxis erweitert sich, das gesellige Leben des Städtchens bringt manch' angenehme Zerstreuung und daheim waltet und schafft die sanfte, stets freundliche Gattin, um die sich mit der Zeit auch eine kleine Schaar von drei munter und gesund heranwachsenden Kindern sammelt. Die engen Räumlichkeiten der ersten Miethwohnung genügen schon längst nicht mehr den Bedürfnissen der Familie und bereits nach dreijähriger Berufsthätigkeit kann der junge Arzt im eigenen, käuflich erstandenen Hause für sich und die Seinen eine geräumige und behagliche Wohnung aufschlagen. Mit großem Eifer widmet er sich nach Absolvirung seiner Praxis der Anlage und Pflege seines kleinen Gärtchens hinter dem Hause, das früher ein wüster Schutthausen gewesen, bald aber unter seiner Hand sich zu einem reizenden Aufenthaltort im Freien und herrlichen Tummelplatz für die Kinder gestaltet.

Für sein dichterisches Schaffen sind diese Jahre verhältnißmäßig unfruchtbar, doch ganz hat er seiner Freundin Poesie auch damals nicht Valet gesagt. Es bedurfte nur einer besonderen, äußeren Veranlassung und der schlummernde Funke loderte rasch wieder zur vollen Flamme der Begeisterung empor. Eine solche äußere Veranlassung fand sich z. B. im Sommer 1852. Es waren damals bereits seit einigen Jahren die sogenannten „Wendenschen Commerse“ der Dorpater Livonia üblich geworden. Die ersten Male hatte immer gerade irgend eine Sorge oder Krankheit das Gemüth meines Vaters bedrückt. Als aber 1852 jene lustigen Wandervögel vom Embachstrande an das Ufer der Na gezogen kamen, um das Städtchen mit ihrem übermüthig munteren Treiben, die alte romantische Wendensche Burgruine aber

mit den stolzen Klängen des „Landesvaters“ zu erfüllen, da konnte auch mein Vater diesmal so recht von Herzen mitjubeln und all' die köstlichen Erinnerungen aus der eigenen goldenen Burschenzeit in sich wachrufen lassen. Zu diesem Commerce hat er sein kraft- und schwingvolles „Wenn die Aeben wieder blühen“ gedichtet, das bald zu einem in der Dorpater Livonia allbekanntem und beliebten Burschenliede wurde und noch heute hier viel gesungen wird.

Bald aber brachte der wechselnde Lauf der Jahre dem Dichter tiefes Leid und schwere Sorge. Die über Alles geliebte Lebensgefährtin nämlich begann nach kaum sechsjähriger Ehe immer bedenklicher zu kränkeln, bis endlich im Jahre 1854 der schon lange in ihr schlummernde Krankheitskeim zum Ausbruch kam. Unbarmherzig früh sollte das schöne Gebäude ehelichen Glückes von höherer Hand zerstört werden. Es war ein qualvolles Kehlleiden, das meine Mutter ergriffen hatte und bald zur tödtlichen Kehl- und Lungenschwindsucht ausartete. Mit blutendem Herzen sah der Dichter seine duftige „Frühlingsrose“, die er in den strahlenden Gluthen des Sommers „mit so süßem Gesose“ geliebt, allmählich dahinwelken, bis endlich der „Herbstessturm sie entblätterte“, bis er sie „im dürrn Moose begraben mußte“ und kalter, trauriger Winter sein ödes Herz umfüng. *) Am 23. September 1855 war meine arme Mutter von ihren unsäglichen Leiden erlöst worden, — ein zum Tode betrübter Wittwer und drei mütterlose Waisen, die kaum noch die Größe ihres Verlustes ahnten, umstanden die Leiche! Dieser große Schmerz des vereinsamten Gatten aber strömte sich in vielen unendlich wehmüthigen Liedern aus und das brachte dem wunden Herzen Linderung. Die sechs schönsten dieser Lieder des Leids und der Klage um die heimgegangene Gattin hat er selbst in

*) Vgl. Gedichte, 1. Aufl., pag. 33.

seinen „Gedichten“ (Liebesleben Nr. 18—23) veröffentlicht, drei andere wurden noch später in seinen „Nachlaß“ aufgenommen, manche poetisch weniger werthvolle sind ungedruckt geblieben.

Aber gleich wie der Rosenstrauch nach dem ersten Blüthenflor des Frühlings sich noch oft im Herbst zum zweiten Mal mit neuer Blüthe schmückt, also sollte auch dem Dichter das Glück der Ehe noch einmal erblühen. Nach zwei Jahren stiller Wittwertrauer, während welcher eine Schwägerin seiner Hauswirthschaft vorstand und Mutterstelle an der verwaiseten Kinderschaar vertrat, verheirathete er sich wieder und zwar mit Ernestine Julie Heerwagen, einer jüngeren Schwester seiner ersten Frau, die ihm bereits als Schwägerin in herzlicher Freundschaft nahe gestanden und nun von Gott dazu ausersehen war, die tiefe Herzenswunde zu heilen, die ihm der Tod der ersten Gattin geschlagen. War der Charakter meiner ersten Mutter ein vorwiegend sanfter, weicher und nachgiebiger gewesen, so hatte die zweite mehr Energie und Festigkeit. War die erste blond gewesen, so war diese brünett. Prachtvolles, glänzend schwarzes Haar umrahmte ihr ernstes Antlitz und ihre dunklen lebhaften Augen haben meinen Vater zu manchem Gedicht begeistert, unter welchem wohl unstreitig das schönste jenes „Kennst du die Nacht, die dunkle dort im Süden“, ist (Liebesleben Nr. 9).

Es war eine kleine und stille Hochzeit, die am 31. Januar 1858 auf dem damals von meinen Großeltern bewohnten Gute Sparenhof gefeiert wurde, ohne große Vorbereitungen und Ueberraschungen, ja ohne irgend welche fremden Gäste. Die Trauung vollzog der damals noch ganz junge, eben selbst erst verheirathete Wendensche Stadtpastor F. v. Holst, welcher schon damals mit meinem Vater in inniger Freundschaft verbunden war und ihm in späteren Jahren immer näher trat, so daß er zuletzt der allernächste seiner Wendenschen Freunde war und blieb. Mit den Worten „Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich dem!“ — denselben, mit

denen der alte Propst Sielmann die erste Frau zu Grabe geleitet, segnete er die neue Ehe ein. Es folgte nun wieder in dem Leben des Dichters eine schöne und ungetrübte Zeit häuslichen und geselligen Zusammenlebens.

Das gesellige Leben des Städtchens Wenden war damals ein äußerst reges und trug einen entschieden idealeren und geistigeren Stempel, als es heute der Fall ist. Mit das Hauptverdienst dabei hatte wohl mein Vater selbst, denn er war der Mittelpunkt aller jener Unternehmungen, zu denen sich die Intelligenz des Städtchens vereinigte, jener Gedächtnißfeierlichkeiten an Jahrestagen berühmter Männer, wie Schiller, Jean Paul Friedrich Richter, Humboldt u. A., -- jener dramatischen Aufführungen und Leseabende, auf welchen die Geister oft in heftigsten Disputen aufeinander plagten, aber immer neue geistige Anregung fanden und mit sich nach Hause brachten. Meines Vaters feuriger, für alles Schöne und Edle rasch begeisterter Sinn riß leicht die Uebrigen mit sich fort und durch sein poetisches Talent gab er jedem Unternehmen die höhere geistige Weihe. Nicht nur, daß wirklich kaum ein Fest im engeren Familienkreise verging, zu dem er nicht „gelegentlich“ seinen Pegasus gesattelt hätte, — es wurde auch kaum ein Geburtstag im weiteren Freundeskreise der Stadt gefeiert, wo er nicht seinen Toast in Versen ausgebracht hätte, kein Sängers- und Schützenfest, wo er nicht auch seine Leier gerührt, kein Liebhabertheater, sei's öffentlich, sei's in Privatkreisen, wo er nicht den Prolog oder die Couplets dazu gedichtet hätte. Diese Gelegenheitsgedichte, deren Zahl eine sehr große ist, flossen ihm mit ganz bewunderungswürdiger Leichtigkeit aus der Feder; er hat sie oft wirklich geradezu aus dem Ärmel geschüttelt. Dabei war er aber weit entfernt von jener handwerksmäßigen, poetischen Maché, die so leicht in's Banale und Triviale fällt. Nein, diese Dichtungen sind alle voller Geist und Wit, gewandt und ansprechend ist

die Form, manche geradezu Meisterwerke ihrer Art und von vollendeter poetischer Schönheit. Zu solchen ist in erster Linie sein Prolog zur „Schiller-Feier in Wenden“ am 29. October 1859 zu zählen, der nicht nur den reichsten Beifall aller Festgenossen erntete, sondern ihm auch ein Lob aus dem Munde Emanuel Geibel's eintrug, dem er ihn später vorgelesen. Er ist auf Seite 95 des poetischen Nachlasses abgedruckt. Dieses Schiller-Fest in Wenden, dessen Seele mein Vater war, war wirklich eine höchst gelungene Feier. Er hat später eine ausführliche Beschreibung desselben mit allen Reden, Toasten u. s. w. der Tochter Schiller's eingesandt und den Ueberschuß der Fest-einnahme der „deutschen Schiller-Stiftung“ übermacht, woraufhin er von dem Secretair derselben, dem bekannten Schriftsteller Berthold Auerbach, nachher ein sehr liebenswürdiges Dank-schreiben erhielt. Ebenso schwungvoll und poetisch werthvoll ist jenes „Tischlied“ zu einer Silberhochzeit in der Verwandtschaft, welches auch später die besondere Anerkennung Geibel's gefunden und schon deshalb allein auch in den poetischen Nachlaß (pag. 115) aufgenommen werden durfte. Die meisten seiner vielen Gelegenheitsgedichte haben natürlich um ihres lokalen und nur ganz specielle Kreise interessirenden Charakters willen ungedruckt bleiben müssen.

Damit soll nun aber längst nicht gesagt sein, daß mein Vater jetzt ganz in solche Gelegenheitsdichterei aufgegangen wäre. Nein, im Gegentheil — wie er überhaupt in diesen Jahren seines kräftigsten Mannesalters auf der Höhe des Lebens stand, so war auch sein poetisches Talent damals nach allen Seiten hin auf den Gipfelpunkt seiner Entwicklung und Entfaltung gelangt. Ehe ich aber hierauf näher eingehe, muß ich vorher noch eines Ereignisses erwähnen, welches einen maßgebenden Einfluß auf seinen Entschluß ausgeübt, mit seinen Geistes-producten an die Oeffentlichkeit zutreten und seine „Gedichte“

herauszugeben. Es war das seine Reise in's Ausland im Jahre 1860 und sein Besuch bei Emanuel Geibel. Er hat diese seine Reise nachher in einem voluminösen Reisealbum ausführlich beschrieben. Dasselbe ist mit vielen Bildern und Erinnerungsblättern und =Blüthen geziert, welche er mit der ihm eigenen, äußersten, peinlichsten Accurateffe, Sorgfalt und Sauberkeit höchst geschmackvoll zusammengestellt.

Die Veranlassung zu dieser Reise war zunächst freilich eine traurige, nämlich ein böser, schon seit längerer Zeit bei ihm eingerissener, durch Verschleimung der Lungen hervorgerufener Husten. Es hatte sich eine größere Reisegesellschaft, — alles meinem Vater nahe stehende Freunde, die meisten sogar auch Wendenfer zusammengefunden und im Mai 1860 ging es in allerbesten Laune, auch damals noch auf dem Postwagen, hinaus über die Grenze, in's hochgelobte deutsche Land. Mein Vater sagt selbst, daß ihm weder seine erste Jugendreise (1841), noch auch seine späteren drei Reisen so werthvoll gewesen seien, wie gerade diese. Er besaß jetzt das gereifere Verständniß älterer Tage, aber doch auch zugleich den unverwischten Jugendsinn und das jugendlich rege Auffassungsvermögen für alle die reichen Eindrücke einer längeren Reise. Ueber Königsberg, Berlin und Dresden ging's durch die liebevolle Sächsische Schweiz in die pompöse böhmische Hauptstadt Prag und von da über Karlsbad, Eger, Nürnberg und Regensburg, dessen hochragender herrlicher Walhallatempel einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte — nach München. Hier waren es aber nicht die reichen Kunstschätze der Stadt, nicht das kolossale Bavariastrandbild, sondern noch etwas Anderes, was den Gipfel- und Höhepunkt seines dortigen Aufenthaltes und seiner ganzen Reise bildete. Es war das sein unvergeßlicher Besuch bei Emanuel Geibel, seinem unendlich hoch verehrten Lieblingsdichter und poetischen Vorbilde. Er hat auch diesen Besuch in seinem Reisealbum ausführlich

beschrieben und ist diese Beschreibung viele Jahre später — 1885 — von mir in einem inländischen Blatte veröffentlicht worden.

Klopfenden Herzens tritt er am Nachmittage des 6. Juni in Geibel's den Musen geheiligte Stube. Einige kurze Worte erklären den Zweck des Besuches. Der anfangs überraschte, scheu befangene Blick des Dichters wird freier, freundlicher und herzlicher und bald stehen die beiden Männer im regsten Gedankenaustausch über Poesie, Literatur, Leben, Lieben und Dichten. Auch die persönlichen Lebensverhältnisse kommen bald zur Sprache. Sie theilen sich gegenseitig die Hauptzüge ihres Lebens mit, sie drücken sich immer wärmer die Hände, sie schauen sich immer tiefer in's Auge, dessen Glanz sich bei Geibel auf manche Augenblicke mit einem feuchten Schimmer überzieht. Und wie viel ähnliche Lebensmomente haben Beide! Beide sind im Herbst 1815 geboren, sie haben Beide im Herbst 1855 ihre geliebten Gattinnen durch den Tod verloren und wie mein Vater das Angedenken seiner Nancy, so hat auch Geibel das seiner Ada in vielen weichen Liedern unauslöschlicher Sehnsucht gefeiert. Auch Geibel ist der Meinung, daß ihm nur eine Schwester der Verlorenen die ersetzende Nachfolgerin seiner Liebe hätte sein können, obgleich ihm solch ein Glück nicht zum zweiten Mal erblühet sei, wie meinem Vater. Endlich bittet ihn dieser um die Durchsicht und Beurtheilung seiner Gedichte. Geibel nimmt diese Bitte mit freundlichem Dank für das gezeigte Vertrauen auf, giebt meinem Vater noch manche praktische, auf die Veröffentlichung poetischer Erzeugnisse bezüglichen Rathschläge und Fingerzeige, — dann trennen sie sich.

Am folgenden Tage tritt mein Vater nun wieder bei Geibel ein, diesmal mit dem voluminösen Hefte seiner ausgewählten Gedichte in der Hand. Er beginnt ohne Befangenheit und Scheu einiges vorzulesen, anerkennende und beistimmende Be-

merkungen Geibel's erhöhen sein poetisches Feuer. „Das ist fein,“ so lautet Geibel's lobender Lieblingsausdruck, den er besonders bei manchen kleinen lyrischen Gedichten braucht. An anderen dagegen hat er manches zu tadeln und macht feinsinnige, belehrende Bemerkungen dazu. Bei Allem aber zeigt er eine rege, herzenswarmer Theilnahme, besonders bei den Liedern der Trauer um die heimgegangene Gattin, bei denen sein anerkennendes Lob am deutlichsten durchbricht. Immer noch und noch will er hören, bis er zuletzt selbst das Heft ergreift, um einiges laut daraus vorzulesen. „Ihre Sachen sind schön, sinnig und geistvoll.“ Das ist sein beglückendes Schlußwort. Dennoch räth er meinem Vater vorläufig noch nicht zu einem öffentlichen Auftreten vor dem Gesammtpublicum Deutschlands. Wohl aber könne er dessen Absicht, seinem engeren Vaterlande und näheren Freundeskreisen durch Herausgabe seiner Gedichte ein Bild seiner poetischen Individualität zu geben, nur den vollkommensten Beifall zollen. Er behält das Manuscript zu noch genauerer Durchsicht bei sich, — dann aber schlägt die Stunde des Abschieds. Die rasch sich nahe getretenen Freunde drücken sich die Hände, sie schauen sich lange mit dem Blicke des Verständnisses und der Liebe an und eine tiefe, stille Thräne, die in Geibel's Auge erglänzt, ist das Kostlichste, was mein Vater von dem Manne seiner höchsten Verehrung und Liebe mit sich nimmt.

Das Manuscript seiner Gedichte erhält er nach einiger Zeit wieder zugesandt. Geibel hat es genau durchgesehen, und mit vielen Bemerkungen, meist anerkennenden, theils aber auch mißbilligenden Charakters versehen, — hat sich auch hier und da kleine Correcturen, kleine Umformungen im Ausdruck oder Reim erlaubt. Daneben ist ein Brief von seiner Hand, in welchem er noch einmal ein anerkennendes Gesammturtheil über die Dichtungen meines Vater fällt, auf manches bereits mündlich Gesagte wieder zurückkommt und endlich mit einem herzlichen Dankwort für das

gezeigte Vertrauen schließt. Neben dem Brief aber lag ein Gedicht von Geibel's Hand, „Herrn Dr. A. Adolphi aus Livland zur freundlichen Erinnerung gewidmet“. Es lautet folgendermaßen:

Du willst in meiner Seele lesen
 Und still mein bestes Theil empfah'n,
 So sieh' mein unvergänglich Wesen
 Im Spiegel meiner Lieder an.
 Ich bin die Weise, die Dich rühret,
 Ich bin das Wort, das zu Dir spricht,
 Der Hauch, der Deine Seele spüret,
 Ich bin's, — und dennoch bin ich's nicht.

Denn sieh, noch oft mit heißem Ringen
 Durch Schuld und Trübsal irrt mein Gang,
 Doch drüber zieht auf reinen Schwingen
 Die ew'ge Sehnsucht als Gesang.
 So stürmt der Bach in dunklen Bogen
 Zum Abgrund, drein er sich begräbt,
 Indeß der siebenfarb'ge Bogen
 Verklärend über'm Sturze schwebt!

Die begeisterte Freude meines Vaters über diese ihm von seinem Lieblingsdichter dargebrachte poetische Gabe kannte kaum ihre Grenzen. „Oft und immer wieder“ — so schreibt er in seinem Reisealbum — „las ich die Worte und machte sie so ganz meiner Seele zu eigen, daß es mir ist, als spräche ich selbst aus dem Brausen jenes Wassersturzes, als spiegle sich auch mein Bild in jenem farbigen Bogen, der versöhnend drüber schwebt! Und jedesmal, wenn ich dies Bild verkörpert sah, als der Gasteiner und Schaffhausener Wasserfall mich umbrausten und der siebenfarbige Sonnenstrahl darüber zitterte und leuchtete, da leuchtete mir auch das sonnige Bild meines Dichters entgegen und die gottgeweihte Dichtkunst sah ich verklärend und himmlisch schweben über dem brausenden Sturze dieses wüsten, irdischen Lebens.“ Das Gedicht wurde später „in Gold gefaßt“ und neben Geibel's Brief dem Reisealbum einverleibt, wo beides als

werthvoller Besitz unserer Familie für die Zukunft aufbewahrt liegt. In späteren Jahren ist mein Vater nicht mehr in persönliche Beziehungen zu Geibel getreten, obgleich er noch mehrere Male im Auslande war und auch München passirte. Er pflegte, wenn man ihn darum befragte, zu antworten, die Eindrücke des ersten Besuches seien so herrliche gewesen, daß er befürchten müsse, ein zweiter, vielleicht minder befriedigender Besuch würde dieselben wieder verwischen oder wenigstens trüben. Der eigentliche Grund wird aber wohl ein anderer gewesen sein.

Nach jenem erhebenden Besuche in München zog mein Vater in das liebliche bayerische Alpenstädtchen Reichenhall, einem damals noch sehr wenig bekannten und besuchten stillen Curort. Er hat hier eine sehr genußreiche Curzeit verlebt, sich auf näheren und weiteren Ausflügen nach Salzburg, an den Königssee u. s. w. für die imposante Schönheit der Alpennatur begeistert, viele liebe Bekanntschaften geschlossen und eine für seine angegriffenen Athmungsorgane äußerst heilsame Molkencur gebraucht. Nach einer herrlichen Fußtour über Berchtesgaden, Hallein, Gastein und durch's liebe Zillertal, ging's dann über den Brenner nach Brixen, Bogen und Meran, wo schon Zauber des Südens der Seele sich nahen. Italien aber mußte diesmal leider aufgehoben und die Reise über Schaffhausen und Zürich fortgesetzt werden, worauf er sich nach einer originellen, in köstlich humoristischen Versen besungenen Rigifahrt nordwärts wandte, um nach einer genußreichen Rheinreise rasch über Leipzig und Berlin nach Stettin zu gehen, von wo aus ihn der Dampfer „Neptun“ über die stürmische Ostsee wieder wohlbehalten in den Hafen der Heimath brachte.

Es war eine reiche poetische Ausbeute, die er auch von dieser Reise wieder heimbrachte und von der er das Beste in seinen „Reisebildern“ veröffentlicht hat. Nach Vollendung seines bereits erwähnten Reisealbums machte er sich nun aber ernstlich an die

Vorarbeiten zur Herausgabe seiner Gedichte. Alte und neue Dichtungen wurden genau durchgenommen und gesichtet, das Beste zum Druck designirt und Vieles noch stark beseilt oder ganz umgearbeitet. Bei dieser Arbeit war ihm ein gewisser Dr. Beckhaus recht behilflich, ein Ausländer, der eigentlich recht ohne Zweck und Ziel in der Welt umherreiste, zeitweilig Redacteur der „Rigaschen Zeitung“ gewesen und jetzt nach Wenden gekommen war, um dort literarische Vorträge zu halten, schließlich daselbst aber wegen vollständiger Ebbe in seiner Kasse hängen blieb und noch von meinem Vater losgeeißt werden mußte, welcher ihm seine Hotelrechnung bezahlte und ihm Geld zur Weiterreise nach Petersburg verschaffte. Jedenfalls war aber Beckhaus ein literarisch begabter und geistvoller Mann, der meinem Vater gerade bei dessen augenblicklicher Arbeit manche gute Rathschläge geben konnte.

Aber es wurde nicht nur an den alten Dichtungen gearbeitet. In jener Zeit, besonders im Frühjahr 1862, war eine ganz besondere Inspiration und Befähigung zur Poesie über meinen Vater gekommen. Von seiner letzten Auslandsreise, seinem Besuche bei Geibel und der Hoffnung, bald mit seinen Geistesproducten erfolgreich an die Oeffentlichkeit treten zu können, begeistert, erwachten Gefühle, Ideen und Bilder in ihm, so reich und mannigfach, wie nie früher vorher oder später nachher. Abgesehen von seinen kleinen Liebesliedern aus älterer Zeit entstanden jetzt die besten, schwungvollsten und vollendetsten seiner Dichtungen. Der Dichter war, wie bereits früher bemerkt, in das reife Mannesalter getreten, — er stand auf der Höhe des Lebens und in der vollsten Entfaltung seiner poetischen Kraft. Fast sämmtliche seiner „patriotischen Gedichte“ stammen aus jener Periode, der kraftvolle „Männergesang Livlands“, der „Meeresconvent“, die „Fata Morgana an der Ostsee“, die „Bauscene“, vor allem aber die Krone aller dieser patriotischen Klänge, das mark- und schwung-

volle, von edelster Begeisterung und wahrer Vaterlandsliebe getragene „Auf und vorwärts!“ Daneben entstanden noch eine große Anzahl anderer, meist längerer Dichtungen, so z. B.: seine drei „wahren Geschichten“, die viel Anklang gefunden und seine Meisterschaft auch in der episch erzählenden Dichtungsart bekunden; ferner unter den geistlichen Liedern die „Davidslieder“, die „Trias“ und viele andere. Die Wendenschen Freunde aber nahmen den regsten Antheil an diesem poetischen Schaffen. Vieles wurde ihnen vorgelesen und dann gemeinschaftlich besprochen und beurtheilt.

Unterdessen waren auch Unterhandlungen mit dem Verleger, dem Buchhändler N. Kymmel in Riga und der Lorek'schen Buchdruckerei in Leipzig, angeknüpft und im September 1862 ging das vollendete Manuscript zum Drucke fertig in's Ausland ab. Dann kam die eifrige Durchsicht der Correcturbogen und im Januar 1863 langten endlich die fertig gedruckten und sehr hübsch ausgestatteten „Gedichte“ aus Leipzig an und erschienen zuerst in Riga im Buchhandel. Nach und nach liefen denn auch die Recensionen in den öffentlichen Blättern ein, die alle von dem großen Beifall zeugten, den die Gedichte namentlich in der Heimath gefunden. Es waren solcher Recensionen im Ganzen acht, — vier in inländischen und vier in ausländischen Blättern. Wurden auch hier und da einzelne Mängel scharf hervorgehoben und gerügt, wurde auch z. B. das Gedicht „Hallein“ in den „Reisebildern“ einer so herben Kritik unterzogen, daß der Dichter es später aus der zweiten Auflage lieber ganz wegstrich, so war doch das Urtheil im Allgemeinen ein ganz überaus günstiges. Mit großer Wärme wurde es von allein Seiten auf dem inländischen Parnass begrüßt. Am alleranerkanntesten hat sich wohl Jegor von Sivers im „Inlande“ (vom 11. Februar 1863, Nr. 6) ausgesprochen, wenn er zum Schlusse schreibt: „Adolphi vertritt als Dichter zwar keine neue Richtung, gehört aber

zweifelsohne zu den begabtesten deutschen Sängern der Gegenwart. Warmes Gefühl, rege Phantasie, klarer Gedanke, scharfe Beobachtungsgabe und natürlicher Ausdruck paaren sich selten bei einem Dichter in vollkommenstem Gleichmaß und wenn auch bei unserem Poeten die Empfindung den Vorrang gewann, so werden doch die übrigen Bundesgenossen nicht auf Kosten des einen verdrängt. Er besitzt das zartbefaitete Gemüth eines Geibel, die Frische und den liebenswürdigen Humor eines Reinick, die Wärme und Natürlichkeit eines Böttger und streift endlich in seinen besten Gedichten an den Schwung unseres großen, deutschen Vaterlandsjägers Uhland. Auch von anderen Recensenten wurde die unverkennbare Geistesverwandtschaft mit Geibel hervorgehoben und, der Prophezeiung eines ausländischen Kritikers zum Troß, der da meinte, ein Literaturgeschichtswerk würde seiner wohl dennoch nie gedenken, erhielt der Dichter später die ehrenvolle Aufforderung von dem deutschen Literaturhistoriker H. Kurz, ihm seine Biographie nebst Facsimile und Portrait einzusenden, behufs Aufnahme in den vierten Band seiner großen „Geschichte der deutschen Literatur“. Das bereitwilligst zugesandte Bild nebst Namensunterschrift ist nun freilich in demselben nicht erschienen und der langen Biographie hat Kurz nur einzelne, kleine Partieen entnommen, immerhin aber bringt seine Literaturgeschichte den Namen Alexis Adolphi's als eines der bedeutendsten unter den baltischen Dichtern. Auch Componisten für seine Lieder fanden sich bald; das einzige aber, was hiervon veröffentlicht worden ist, ist die Composition der „Meeresstille“ von Dr. Karl Wehrauch in Dorpat, damals Mathematiklehrer in Birkenruh. Alles in Allem genommen aber hat die Zeit gelehrt, daß jenes an die Spitze dieser Zeilen gestellte Wort der „Neuen Dörptischen Zeitung“ sich in vollstem Maße erfüllt hat. Alexis Adolphi hat sich als Dichter am Ostseestrande in Vieler Herzen ein Heimathrecht erworben und seine Sänge werden noch so manches

Jahr fortleben als befruchtendes Element in dem geistigen Leben unserer baltischen Lande.

Schauen wir jetzt nun aber auch einmal näher zu, wie es unterdessen daheim in den vier Wänden des Dichters ausgesehen hat. Die Gattin, durch ihn vielfach mit in das gesellige Leben der Stadt hinein gezogen, schaltete und waltete dennoch zugleich auch tüchtig daheim in ihrem Gebiet, in Küche und Keller. Die drei älteren Geschwister besuchten schon die Schule, die Kinderstube aber hatte sich unterdessen rasch mit jungem Nachwuchs gefüllt. 1863, also nach 5jähriger Ehe, belebten bereits vier jüngere Sprößlinge, zu denen später noch drei weitere hinzukamen, das Haus mit ihrem fröhlichen Lärm und Geschrei. Manche aus dieser „krabbelnden, krabbelnden Schaar“ haben sich in des Vaters köstlichem, humorsprudelndem „naturhistorischem Vortrage über die drei Reiche der Ehe“ in unverkennbarer Charakterisirung wiedergefunden. (Gedichte, 1. Aufl. pag. 168.)

Wenn nun auch mein Vater in diesen Jahren nach außen hin ein reiches Leben führte und ebenso auch daheim bei Gattin und Kindern ein trauliches Familienleben fand, so blieben doch auch Krankheit und Sorge nicht ganz aus. Die Gesundheit meines Vaters war keineswegs eine feste zu nennen. Reichenhall hatte ihn höchstens nur auf ein paar Jahre wirklich restaurirt und so unternahm er denn im Sommer des Jahres 1864 eine neue Reise in's Ausland, diesmal in der Begleitung seiner Gattin, die auch der Kräftigung bedurfte.

Der Unterschied zwischen dieser Reise und der vorigen war ein sehr bedeutender. Denn erstens fühlte sich mein Vater damals kränker und matter, dann war auch der Reiz der Neuheit nicht mehr so groß und endlich war er dadurch, daß meine Mutter ihn begleitete, nicht mehr so frei, sondern auf allen seinen Wegen und Stegen mehr gebunden. Dafür ersetzte natürlich wieder die Pflege und Liebe der Gattin und das gemüthliche

Beisammensein und Theilen mit ihr jene Nachtheile. Damals ging es nun bereits von Riga aus mit der Eisenbahn rasch über die Grenze und im Fluge weiter durch Nord- und Mitteldeutschland in das bekannte, liebe Reichenhall. Es waren aber leider sehr regnerische, kalte und nasse Wochen, die die Reisenden hier verbrachten. Oft erwachten sie morgens früh zähneklappernd vor Kälte, gebrauchten aber trotzdem eifrig ihre Soolbäder und tranken ihre Molken. Eine große Freude war es, als bald darauf das ihnen so eng befreundete Holst'sche Ehepaar aus Wenden in Reichenhall anlangte. Die wenigen Tage, an denen statt trübseiligen Regens ein herrlicher Sonnenschein lachte, wurden zu gemeinsamen Parteen in die herrliche Umgegend Reichenhalls benutzt, wobei mein Vater namentlich bei seinem Freunde Holst einen gleichgesimten Bewunderer der Schönheiten dieser großartigen Alpenwelt fand. Die genußreiche Rückreise wurde glücklich und ohne Unfall zurückgelegt.

Trotz der Reichenhaller Badecur brachten doch die folgenden Jahre immer wieder kleinere oder größere Krankheiten für meinen Vater mit sich. Die Athmungsorgane blieben angegriffen und der Husten schwand nicht. Doch für's Erste war das Alles noch nicht allzu arg und hinderte ihn weder in der eifrigen Ausübung seiner ärztlichen Praxis, noch an der Theilnahme an dem geselligen Leben Wendens, das in alter Weise fortgeführt wurde. Im August 1865 verherrlichte er den sehr animirten Stiftungstag des Wendenschen Gesangvereins durch ein, später in den „Nachlaß“ aufgenommenes Gedicht „Das deutsche Lied“, im Herbst wurde eine Reihe öffentlicher Vorträge auf der Wendenschen Musse gehalten, welche er durch einen sehr gelungenen physiologischen Vortrag über „Leben und Tod“ eröffnete. Der Livonencommerc in Wenden 1866 war wieder ein ganz besonders anregender und der darauf folgende Herbst brachte dramatische Leseabende und ein Liebhabertheater auf der Musse, bei dem

mein Vater den Prolog hielt und auch selbst noch mitspielte. Aber gleich im Frühjahr darauf erkrankte er an einer sehr heftigen, ja zuletzt lebensgefährlichen Lungenentzündung, von der er erst sehr langsam wieder genes. Diese Krankheit war für meinen Vater eine Lebenskrise, denn er ist seitdem nie wieder zu seinen vollen, alten Kräften gekommen. Die einzige Errungenschaft derselben war die, daß er seitdem nicht wieder rauchte, was er früher sehr stark betrieben hatte.

Im Sommer machte er sich zu seiner Kräftigung zu einer neuen Reise in's Ausland auf, — der vierten seines Lebens. Es war das im Ganzen aber ein etwas trübseliger Ausflug, da es theils nur durch bekamte, schon oft durchreiste Gegenden ging, vornehmlich aber, da er ganz allein war und sich viel zu krank und zu matt fühlte, um das Schöne zu genießen, das sich ihm hätte darbieten können. Die sieben Wochen, die er in Reichenthal verbrachte, waren daher eine einsame und traurige Zeit. Als er dort mehrere Tage lang ganz krank, von Fieberschauern geschüttelt und heftigem Husten gequält, im Bette gelegen hatte, war er schon im Begriff, die noch unvollendete Cur plötzlich abzubrechen und schleunigst wieder nach Hause zurückzukehren, als er aus der Heimath ein bestimmendes Telegramm erhielt, welches ihn zum Dableiben und Ausharren veranlaßte. Das war sehr gut, denn in den zwei letzten Wochen wurde es entschieden besser und auf der Rückreise erholte er sich immer mehr. Drei unvergeßliche Tage verlebte er noch zum Schluß der Reise in Frankfurt a. M., wo er eine große Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte mitmachte, von der er sehr schöne und werthvolle Erinnerungen mit nach Hause bringen konnte. Obgleich er sich in der großen Gesellschaft, in der sich kein Freund, kein Landsmann oder Bekannter befand, anfangs wohl etwas vereinsamt fühlte und sein Gesundheitszustand ihn hinderte, an den geselligen Vereinigungen, wo Bekanntschaften hätten gemacht

werden können, theilzunehmen, so waren doch die Eindrücke, die er in den gelehrten Sitzungen empfing, in ihrer Art die großartigsten, die er je gehabt. Männer wie Birchow, Griesinger, Bettenkofer, Ziemssen und Kußmaul ragten vor allen Uebrigen hervor und fesselten ihn mächtig durch ihre Vorträge. Oft noch später hat sich mein Vater voll staunender Bewunderung über deutsche Gelehrsamkeit und Gründlichkeit ausgesprochen, die ihm dort entgegengetreten und hat von diesen Versammlungen manche geläuterte und aufgeklärte Anschauungen, namentlich in Bezug auf biologische Fragen, mit nach Hause bringen können. Glücklich langte er im September wieder in Wenden an, wo er sich im Laufe des Herbstes und Winters allerdings noch nach alter Gewohnheit an den geselligen und communalen Bewegungen des Städtchens betheiligte, aber bereits stets seinen angegriffenen Gesundheitszustand berücksichtigen und sich von manchen Unternehmungen zurückziehen mußte, an denen er sich früher betheiligte hatte.

Ueberhaupt begann mein Vater, der eine raschlebige, durchaus sanguinische Natur war, mit der Ueberschreitung des fünfzigsten Lebensjahres sehr rasch zu altern und wurde, obgleich er seine geistige Frische noch bis zu seiner letzten Krankheit vollkommen bewahrte, körperlich doch zusehends schwächer. Sein aufreibender, ärztlicher Beruf und die wieder durchgemachten Krankheiten, deren Maß noch lange nicht erschöpft war, haben ihm kein ruhiges und ungestörtes Greifenalter gegönnt. Besonders seit jener letzten Lungenentzündung 1867 ging es körperlich stark mit ihm abwärts. Er mußte seine landische Praxis immer mehr einschränken und zuletzt völlig aufgeben und konnte vom Jahre 1868 an auch seine Krankenvisiten in der Stadt nur noch fahrend abmachen. So nahmen denn die Einnahmen natürlich immer mehr ab, während das Heranwachsen der großen Kinderschaar die Ausgaben immer mehr steigerte. Schon

alle die neun hungrigen Mägen zu füllen, war kein Leichtes; was die vielen Jungens an Kleidern und Stiefeln zerrissen, war ganz gewaltig, dazu mußte noch das Schulgeld für die älteren Söhne herbeigeschafft werden. Da war denn oft Ebbe in der Kasse und Schmalhans Küchenmeister in meinem Elternhause. Alle diese irdischen, kleinlichen Sorgen lasteten mit immer schwererem Druck auf dem Gemüthe meines Vaters, der sich durch sie in seinem hehren Flug zum Idealen gehemmt und an die Erde gefesselt sah. Spärlicher als je flossen ihm jetzt die Poesieen aus seiner Feder und seine Laune war oft eine gereizte und trübe. Insbesondere aber war es seine immer zunehmende Kränklichkeit, die hierzu beitrug. Eine große Typhusepidemie, welche im Winter 1869/70 in Wenden ausgebrochen war, und auch seine sonstige Praxis hatte ihn äußerst angegriffen und im Februar 1870 erkrankte er wieder an einer, diesmal etwas leichteren Lungenentzündung, die sich nach einer nur halbwegs gefunden Zwischenzeit im Mai desselben Jahres in einem stärkeren Rückfall wiederholte.

Als er endlich wiederhergestellt war, wurde eine neue Reise in's Ausland, die fünfte und letzte seines Lebens, unternommen. Diesmal begleitete ihn die zweite, damals bereits erwachsene Tochter und obgleich soeben die Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland erfolgt und der Cours dadurch ungeheuer gesunken war, so zogen die beiden Reisenden dennoch guten Muthes hinaus und das alte Reichenhall that dem Kranken auch diesmal wieder recht wohl. Die Tochter war ihm eine belebende und anregende Reisegefährtin, die mit offenen Augen und Sinnen die reichen Eindrücke des Auslandes in sich aufnahm und auch den Vater dadurch sehr animirte. Die Rückreise war besonders durch die vielen Truppen-, Gefangenen- und Verwundeten-Züge interessant, die vom französischen Kriegsschauplatz herkamen, dazu überall in Deutschland die große patriotische Begeisterung, der

unerhörte Siegesjubel nach der ersten, gewaltigen Entscheidungs-
schlacht, die Siegesfeste mit Freudenfeuern auf den Bergen, kurz,
diese ganze letzte Reise war eine weit genußreichere gewesen, als
die vor drei Jahren.

Das gesellige Leben Wendens, das früher ein so reges und
geistiges gewesen, war übrigens mit den Jahren sehr rückwärts
gegangen. Viele von des Dichters alten Freunden waren ent-
weder gestorben oder weggezogen. Auf der Musse, die früher
ihren Namen „Harmonie“ mit vollem Recht getragen, riß eine
immer größer werdende Disharmonie, kleinstädtischer Parteien-
zwist und Hader, ein. Auch mein Vater, dem alle diese
Kabalen höchst zuwider waren, trat, nachdem er gerade 25 Jahre
Mitglied gewesen, alt und kränklich, wie er war, ganz aus und
die Physiognomie des geselligen Lebens der Stadt wurde im
Anfang der siebziger Jahre immer öder und düsterer. „In
Wenden herrscht der alte Modergeruch,“ so schrieb mir mein
Vater damals nach Dorpat, „die Parteien hassen sich und die
„Harmonie“ ist dunkel und todt.“ „In Wenden ist absolut
nichts los,“ „in Wenden steht Alles wie festgemauert,“ so heißt
es wiederholt in seinen Briefen aus dieser Zeit. Wie anders
vor zehn Jahren!

Dazu kam dann noch fortwährende Sorge und Krankheit
im Hause, — ein unglücklicher Unfall auf einer Berufsfahrt
außerhalb der Stadt, wo er mit dem Wagen stürzte und sich
einen Rippenbruch zuzog, dann wieder gleich im Herbst darauf
ein schweres und schmerzhaftes, ja fast tödtliches Unterleibsübel,
das ihn bis nahe an den Rand des Grabes brachte. Doch
Gottes Hand, die Bemühungen der Collegen, die treue Pflege
der Gattin und die wunderbare Zähigkeit seiner Natur halfen
ihm auch diesmal wieder durch und als sich zu Weihnachten die
vielfach zerstreute Kinderschaar im Elternhause sammelte, war er
wieder leidlich wohl. Aber gleich der nächste Frühling 1872

brachte erneute Krankheitsorgen. Eine in der Stadt ausgebrochene Scharlachepidemie sehr bössartigen Charakters nahm seine ärztliche Thätigkeit in einer seine Kräfte fast überanstrengenden Weise in Anspruch und dabei lagen auch daheim fast alle jüngeren Kinder an dieser bösen Krankheit darnieder. Das waren schwere und trübe Zeiten, die arme, von Sorgen und Mühe fast überlastete Mutter zehrte bei der anstrengenden Krankenpflege ihre eigenen Lebenskräfte immer mehr auf. Der Vater selbst hielt sich noch einigermaßen, obgleich er, wie er selbst äußerte, „täglich wie ein alter Hahn hustend den Morgen anfrähte.“ Endlich war auch dieses Leidensfeuer überstanden und das einförmige Leben in Wenden ging wieder seinen alten Gang vorwärts.

Die allmählich verglimmende Lebensfackel des Dichters sollte aber vor ihrem letzten Erlöschen noch einmal etwas heller auf-flackern. Der September des Jahres 1872 brachte ihm den letzten und zwar wirklich großen und erhebenden Genuß seines Lebens. Es war das fünfzigjährige Jubiläum der Livonia in Dorpat, welches mitzumachen er sich trotz Alter und Krank-heit nicht nehmen lassen wollte. Diese Jubiläumstage in Dorpat, sie leuchten wie ein kurzes, aber freundliches Abendroth hinein in den im Ganzen recht düsteren Himmel seines Lebens-abends. Er mußte sich freilich während dieser Festtage große Entfagungen auferlegen und schonte seine Kräfte sehr, — sprach wenig, — öffentlich garnicht und verließ immer sehr zeitig die Gesellschaft. Dennoch waren es ganz unvergeßliche, herrliche Eindrücke, die er von Dorpat mit heimbrachte. Seit seiner Studienzeit hatte er die alte Stadt nicht wiedergesehen

„wo er so köstlich einst geschwärmt,
an allen Gluthen sich erwärmt,
Minerven Aug' in Auge blickte,
Manch frohen Gruß dem Bacchus schickte.“

Und als er in seinem geliebten, roth-grün-weißen Farbenschmucke inmitten des langen Festzuges an der Seite alter, seit den Jugendjahren nicht wiedergesehener Universitätsfreunde über den Marktplatz Dorpats zog, wo ein herrliches Lied aus tausend frischen Sänglingskehlen dem Festzuge entgegenschallte, da waren es Thränen überquellender Wonne und Begeisterung, die ihm aus dem Auge tropften. Daß aber dem alten Livonensänger überall viel Ehre zu Theil wurde und sein Wohl hier so manches Mal in fröhlichem Becherkreise ausgebracht wurde, versteht sich von selbst. Am ergreifendsten war für ihn wohl der Moment, als von allen Festgenossen, während sie sich behufs photographischer Aufnahme unter der alten Domruine versammelt hatten, sein „Wenn die Neben wieder blühen“ gesungen wurde und darauf sein Name erschallte und ein jubelndes, dreifaches Lebehoch auf den Dichter die Lüfte erfüllte. Unbeschadet seiner Gesundheit kehrte er, voll der schönsten Erinnerungen und Eindrücke, glücklich nach Wenden zurück.

Die in Dorpat entfachte Flamme der Begeisterung ließ nun auch den alten Sänger wieder voller in die Saiten seiner Leier greifen. Schon vor dem Feste hatte er ein längeres Poëm „Orpheus in der Unterwelt“ betitelt, verfaßt, welches, als Manuscript gedruckt, unter die Festgenossen vertheilt wurde und auch während des Festdiners in einzelnen Partien zur Verlesung kam.

Aus Dorpat heimgekehrt, faßte er die Summe aller seiner Erinnerungen an das Fest in dem schönen Gedichte: „Jubiläum“ zusammen, welches man lesen muß, um die begeisterte Stimmung so recht nachfühlen zu können, in welche ihn jene Jubelfeier gehoben hatte. Seine poetische Ader begann überhaupt in Folge dieser Anregung in Dorpat wieder reichlicher zu strömen, zumal der darauf folgende Herbst und Winter ihm wieder gesündere und sorgenfreiere Tage brachte. Es hatten sich seit der Zeit

des Erscheinens seiner „Gedichte“ wieder so manche Poesieen in seiner Mappe angesammelt und oft schon hatte er von der Herausgabe eines zweiten Bandes gesprochen. Zuvor aber sollte noch der erste Band eine neue Auflage erleben. Er wurde noch einmal genau durchgenommen, manche Winke der Kritik benutzt, Manches verbessert und Einiges ganz fortgestrichen. Im Frühling 1873 erschien diese zweite Auflage der Gedichte im Buchhandel. Dann aber wurde für den beabsichtigten zweiten Band fleißig gearbeitet. Es waren meist größere oder kleinere epische Stoffe, die ihn jetzt beschäftigten, — livländische Sagen, wie „Der See von Koiküll“, „Heiligensee“, „Klauenstein“ u. A., die er mit Zugrundelegung älterer Dichtungen aus seiner ersten Jugendperiode neu bearbeitete und in ein ansprechenderes Gewand kleidete. Viel Zeit und Sorgfalt verwandte er hauptsächlich auf die Bearbeitung der kurländischen Sage: „Indul“, die er in ausführlicher, höchst fesselnder Weise zur Darstellung brachte. Das allerletzte dieser Art, wenige Monate vor seiner letzten Erkrankung gedichtet, war eine auf einem wahren Ereignisse beruhende poetische Erzählung „Auf der Eisscholle“ betitelt. Noch mehrere andere epische Gedichte entstanden damals, wurden aber später, obgleich er sie selbst für den zweiten Band bestimmt hatte, doch nicht der Veröffentlichung werth gehalten. Alle diese epischen Dichtungen, die den letzten Theil seines „poetischen Nachlasses“ bilden, treten bedeutend hinter seinen Liedern zurück. Die Lyrik war und blieb sein eigenstes Element. Sehr günstige Aufnahme hat dagegen ein anderes, längeres Gedicht gefunden, welches auch in diesen allerletzten Jahren entstanden war. Es war dies sein „Livland“ (poet. Nachlaß pag. 63 ff.), wo er zuerst die drei Burgen Treiden, Cremon und Segewold und darauf die Städte Riga, Dorpat und Wenden besingt. Hier tritt, — wie ein späterer Recensent bemerkte, die warme Liebe, mit der der alte Heimaths-

fänger an seinem theuren Livland hängt, wieder in der altgewohnten, ansprechenden Darstellungsweise entgegen.

Doch zum Abschluß sollte mein Vater diese Arbeit an dem zweiten Bande nicht mehr bringen und das Erscheinen desselben nicht mehr selbst erleben. Erst drei Jahre nach seinem Tode wurde derselbe als „poetischer Nachlaß“ herausgegeben. Pastor Holst und Schreiber dieser Zeilen unternahmen bereits bald nach seinem Hinscheiden die Durchsicht der von ihm selbst zum Druck designirten Dichtungen. Es war das eine schwierige Aufgabe. Bald sahen wir, daß es unmöglich sei, die Sachen alle in der Form, wie sie uns vorlagen, der Deffentlichkeit zu übergeben. Es fanden sich in den Gedichten noch manche Incorrectheiten und Härten im Ausdruck, manche Unebenheiten im Versbau und Reim und wir glaubten daher, es dem Rufe des Dichters schuldig zu sein, wenn wir, selbstverständlich mit äußerster Vorsicht und Pietät, nachholten, was ihm zu thun nicht mehr vergönnt gewesen und hier und da leise Aenderungen vornahmen. Die uns zweifelhaften Stellen und vorgeschlagenen Emendationen legten wir dann dem Urtheil zweier, durch ihre poetischen Leistungen in unserer Heimath bekannt gewordenen Männer Andreas v. Wittorf und Jegór v. Sivers vor, von deren Seite auch manche wesentliche Verbesserung erfolgte. Viele von den erzählenden Gedichten übrigens, die mein Vater selbst für die Sammlung bestimmt hatte, mußten, wie bereits angedeutet, ganz weggelassen werden. Endlich unterzogen wir noch seine zahlreichen, aus früheren Jahren stammenden lyrischen Dichtungen einer genauen Durchsicht und fügten, auch hierin vom Rathe Jegór v. Sivers' geleitet, einige zur Veröffentlichung geeignet erscheinende der Sammlung bei. So ist der „poetische Nachlaß“ entstanden, welcher 1877 bei H. Bruzser & Co. in Riga erschien.

Am günstigsten und anerkanntesten hat sich über den poetischen Nachlaß wohl ein Recensent in der „Neuen Dörptschen

Zeitung“ ausgesprochen, wenn er schreibt: „Du erkennst hier überall den alten, freundlichen Lieder spender wieder, und wirst es ihm voll glauben, wenn er Dir eingangs treuherzig zuruft:

„Ich kann nicht anders zu Euch sprechen,
Als in dem alten „lieben Klang“.“

Der alte „liebe Klang“ tönt uns vom ersten bis zum letzten Sange entgegen; es ist kaum ein Gedicht, das wir nicht als Adolphi's anerkennen könnten, kaum eines, welches wir aus diesem letzten Vermächtniß etwa hinaus zu wünschen versucht wären. Andere urtheilten freilich anders. Dem lyrischen Theil ist allerdings von der Kritik einstimmig eine volle und warme Anerkennung widerfahren. Der epische Theil dagegen wurde meist ungünstiger beurtheilt und von geringerem poetischen Werthe befunden. Die deutsche „Petersburger Zeitung“ (vom 20. Juni 1877) will hier sogar „Spreu und Unkraut“ zwischen manchem Guten und Trefflichen finden und schreibt: „Manches Gedicht, das der Dichter in gerechter Selbsterkenntniß unterdrückt haben würde, ist mehr pietäts- als urtheilsvoll aufgenommen.“ Bereits das früher Gesagte beweist, wie sehr der Recensent hier vorbeigeschossen und daß gerade das Umgekehrte der Fall war: vieles gerade vom Dichter selbst für die Sammlung Bestimmte ist nachher mit richtigem Blick lieber unterdrückt worden, während diejenigen älteren lyrischen Dichtungen, welche ohne seine specielle Bestimmung aufgenommen wurden, nicht nur nicht von der Kritik beanstandet worden, sondern sich gerade der wärmsten Anerkennung zu erfreuen hatten.

Doch wenden wir uns wieder zu der Zeit zurück, wo der Dichter mit diesen letzten poetischen Arbeiten beschäftigt war. Sein eigener Gesundheitszustand war damals, wenn auch immer ein äußerst schwacher, so doch wenigstens ein erträglicher. Aber eine andere große und schwere Sorge belastete immer mehr und mehr sein Gemüth. Das war der leidende Zustand seiner treuen

und inniggeliebten Gattin, mit der er nun bald fünfzehn Jahre vereint Freud' und Leid des Lebens getheilt hatte. Seit jener unglücklichen Scharlachepidemie im Frühjahr 1872 ging es mit ihren Kräften rasch abwärts; ein altes Kehlleiden, an dem sie schon früher einmal laborirt, trat wieder auf und wurde bald zur ausgesprochenen Kehlschwindsucht. Ein Sommeraufenthalt in der köstlichen Waldluft des nahe bei Wenden romantisch an der Na gelegenen Gütchens Meyershof erleichterte ihren Zustand nur zeitweilig und der darauffolgende Herbst 1873 machte ihren Leiden endlich ein Ende.

Wie sehr mein Vater um sie getrauert, ist ganz unbeschreiblich. Er hatte sie mit allen Fasern seines Herzens geliebt und fragte sich immer wieder: „Warum mußte doch sie, die so viel jünger und scheinbar kräftiger war, vor mir vom Tode dahingerafft werden, während mir selbst, der ich alt, durch und durch kränklich und lebensfadt bin, das Abscheiden aus dieser Welt noch versagt ist? Soll ich denn wirklich meine letzten Tage noch einsam und ohne die treue Gefährtin meines Lebens dahinschleppen?“ O, das war ihm ein harter Gedanke! „Mein ganzes Sinnen, Denken und Thun,“ so schreibt er mir nach Dorpat, „dreht sich nur noch um den einen Angel- und Achsenpunkt meines Lebens, um die theure, selige Mutter. Die erste Woche mit Beerdigung und mit Eurem Hiersein war höchstens ein wehmuthsvolles Vorspiel meiner jetzigen Herzensstimmung. Es mischte sich die Dankbarkeit für ihre Erlösung aus der Krankheitsqual immer mit einzelnen freudigen Accorden in den Klagegesang. Jetzt aber, wo die Blicke nicht mehr die leidende Körperhülle treffen, steht nur die verklärte Vergangenheit mit all' ihrem Schönen und Seligen wie ein verlorenes Paradies in der Erinnerung da! Daß ich all' diese Liebe nicht mehr habe, daß ich allein und einsam durch's Leben gehen soll, schneidet mir durch's Herz und meine Sehnsucht wird von Tag

zu Tag unüberwindlicher, auch abzuschneiden und hinüberzugehen zu den versammelten Lieben dort droben!“ Immer wieder und wieder zog ihm das Wort aus den Jordan'schen Nibelungen, die er damals gerade las, durch die Seele:

„Was Du liebst, mußt Du lassen,
Und das Leid nur ist lang.“

Aus dieser Stimmung heraus sind die drei Herbstlieder (Nachlaß, pag. 49—51) geboren, die so unendlich wehmüthig klingen und zu dem Allerletzten, aber auch dem Schönsten gehören, das er je gedichtet.

Nur zu bald sollte sich seine Sehnsucht erfüllen und er wieder mit der Gattin vereint werden, deren Verlust ihn so schmerzlich getroffen. Am 21. December, zwei Monate nach ihrem Tode, legte auch er sich auf das Krankenlager nieder, welches sein letztes sein sollte. Es war zuerst ein Magenleiden, verbunden mit starkem Bluterbrechen und wasserfüchtigen Anschwellungen des Leibes, das ihn ergriffen hatte. Er litt große Schmerzen und unser Weihnachtsfest war ein trübes, ohne Baum, ohne Lichterglanz. Nach dem Feste, besonders nach Neujahr wurde es immer schlimmer. Zeitweilig war die Blutcirculation zum Gehirn ganz in's Stocken gerathen und hatte ein für uns sehr beängstigendes Irrededen bei vollständig fieberfreiem Zustande zur Folge. Größere Dosen Chloral brachten ihm den lange entbehrten Schlaf und damit auch die volle Besinnung wieder. Ich holte mir schriftlich Urlaub aus Dorpat ein, um mit als Pfleger der am Krankenbette des Vaters weilen zu können. Im Januar nahmen die durch die Wassersucht hervorgerufenen Schmerzen immer größere Dimensionen an. Dann schien wieder eine Besserung eintreten zu wollen. Obgleich körperlich und geistig noch äußerst schwach, konnte er im Februar doch schon das Bett verlassen und einige Stunden des Tages im Lehnstuhl sitzend verbringen. Doch machte sich stets eine gewisse Apathie in seinem

ganzen Wesen bemerkbar und die Kräfte nahmen bald wieder reißend ab. Mit Mühe raffte er sich einmal noch so weit auf, daß er uns seinen letzten Willen dictiren konnte. Bald verließ er das Bett gar nicht mehr. Seine körperlichen Leiden waren jetzt nicht mehr so große, wie zu Anfang, aber die Geisteskräfte erlahmten immer mehr und mehr. Ich war zeitweilig wieder nach Dorpat zurückgekehrt, um ein nothwendiges Examen abzulegen, er hatte meine Abwesenheit gar nicht einmal bemerkt und nach dem Grunde derselben gefragt, obgleich ich doch bisher stets um ihn gewesen war. So verging der März und der Anfang April. Die beiden Wendenschen Collegen Gährtgens und Wittkowsky thaten ihr Möglichstes, doch da war mit ärztlicher Kunst nicht mehr viel zu helfen. Holst, der treue Freund, saß stundenlang still an seinem Bette, wenn der Kranke nicht zum Sprechen aufgelegt war. Am 10. April erhielt ich in Dorpat ein Telegramm, das mich schleunigst nach Hause rief, da des Vaters Auflösung nahe. Er erkannte mich freilich noch, aber schon begann seine Zunge steif, seine Sprache sehr undeutlich zu werden. Der 14. des Monats vereinigte uns Alle an seinem Bette zum letzten hl. Abend- und Abschiedsmahle. Mit schwerer Zunge und großer Anstrengung sprach er über einen jeden von uns den letzten Segen, um dann wieder kraftlos in die Kissen zurückzusinken, — ein an Leib und Seele gebrochener sterbender Greis, obgleich er noch lange nicht sein 58. Lebensjahr vollendet. Aber seine Natur war von einer wunderbaren Zähigkeit. Noch fast drei Tage vergingen, bis das Ende selbst eintrat. Beinahe regungslos lag er da, kaum einen Wunsch äußernd, kaum ein Wort flüsternd. Nur zuweilen deutete er auf eines oder das andere der über seinem Bette hängenden Bilder und wollte, daß man sie ihm näher reiche und zeige. Das eine war das Jugendbild seiner zweiten, theuren Gattin, deren Tod auch ihm das Herz gebrochen, das andere aber ein Bild des Heilands, eine

freundliche Knabengestalt, die segnend die Hände ausbreitete und unter welchem die Worte standen: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid.“ Diese Bilder küßte er dann oft mit mattem Lächeln. Schmerzen litt er keine mehr: ganz still, ganz sanft, ganz allmählich verglomm die Fackel seines Lebens. Während ich mich, vom vielen Nachtwachen ermüdet, am Morgen des 17. April zu einem kurzen Schlummer niedergelegt hatte und auch Niemand anderes von den Geschwistern, sondern nur ein bei der Pflege helfendes Dienstmädchen im Krankenzimmer war, hatte er gegen 7 Uhr Morgens den letzten tiefen Athemzug gethan.

Die am 21. April vollzogene Beerdigung bewies, wie sehr er geliebt, wie hoch er geschätzt worden war. Rührende Liebes- und Dankbarkeitsbeweise erhielten wir von einigen seiner Patienten aus den ärmsten Klassen der Stadtbewohner. Die ganze Bürgerschaft Wendens bewies ihren herzlichsten Antheil, indem ihr Sängerverein seine Trauerlieder am Sarge und am Grabe erschallen ließ. Die „Livonia“ hatte zwei ihrer Glieder aus Dorpat nach Wenden abgesandt, um ihrem dahingeshiedenen Sänger die letzte Ehre zu erweisen und ihm Worte der Verehrung und Liebe nachzurufen. Sein treuer Freund Holst entwarf an seinem Sarge ein lebendiges Bild von seinem Leben, Lieben und Dichten und sprach köstliche Worte des Trostes zu der nunmehr ganz verwaist in der Welt dastehenden Kinderschaar. An's offene Grab aber trat der alte, meinem Vater auch stets sehr befreundet gewesene Dichter Andreas v. Wittorff und hielt ihm, wie das schon längst zwischen Beiden verabredet war, einen poetischen Nachruf, der auch hier seinen Platz finden mag und folgendermaßen lautete:

So lausch' empor denn meinem Wort,
Du friedensvoller Schläfer dort!
Ich halt' dir's ungebrochen.

Es soll der Letzte von uns Zwei'n
Dem Andern einen Nachruf weih'n,
So hatten wir's besprochen.

So hör' denn, was ich nachruf' Dir,
Ach, Freund, ich wollt' Du ständest hier
Und ich läg' in der Liese.
Ich wollt', Dein liederreicher Mund
Rief mir hinab zum kühlen Grund,
Den Gruß, daß süß ich schlief.

Ich wollt', — ja wohl ich kühner Thor, —
Ich wollt', ich jubelte im Chor
Der Seligen da droben,
Und Du, — verzeih' der Selbstsucht Schmerz,
Die gern Dich zög' an's Bruderherz,
Dem Du nun hoch enthoben!

Nein, nein! hinweg des Schmerzes Wahn!
Dir nach, zum Licht geht uns're Bahn,
Zum Heil aus Erdenmängeln!
Heil Dir, der Du am Ziele stehst
Des Wiedersehens Fest begehst,
Mit Dir vereinten Engeln.

Heil, daß du, Glaubender, nun siehst,
An alles Welttheils Quell nun kniest
Am lichtumrauschten Throne!
Heil Dir! nun schöpft aus jenem Licht
Der Dichter auch sein Preisgedicht
Zum Preis' dem ew'gen Sohne!

Der Nachruf des Freundes, die letzten Gebete und Trauer-
gesänge waren verhallt und es wölbte sich der Hügel über dem
treuen Herzen, dem ein so reicher Liederquell entströmt war, das
so warm, so edel, so begeistert für alles Gute und Schöne, für
Liebe, Freundschaft und Vaterlandschre geschlagen, das aber
auch zugleich in aufrichtigem und herzlichem Christenglauben
ewigen Trost und ewiges Heil gesucht und gefunden in seinem

Gott und seinem Heilande und Erlöser — das nicht blos die irdische, sondern auch die höhere, göttliche, himmlische Liebe in seinem Liede gepriesen, die ihn hatte also beten lehren:

Bis zur letzten Stunde
Bleib mit deinem Bunde
Gnädig, Herr, bei uns.
Und den Erdenmüden
Zieh' zum ew'gen Frieden
Einst hinauf zu Dir!

